

Verkauft – Anna Liebekind ermittelt

Constanze Dennig

Leseprobe 1

1. Auflage 2020

© Carl Ueberreuter Verlag, Wien 2020

ISBN 978-3-8000-978-8001-4

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Covergestaltung: Saskia Beck, s-stern.com

Coverfoto: © Adobe Stock

Satz: Hannes Strobl, Satz-Grafik-Design, Neunkirchen

Druck und Bindung: Finidr s. r. o.

www.ueberreuter-sachbuch.at

UEBERREUTER

2. Kapitel

Ehrenmord in einem Asylantenheim, nicht in meinem eleganten Sanatorium! Also umsonst mit Joschi an der Theke lehnen, statt gemütlich bei mir zu Hause im Bett eine Zeitung lesen, wie es sich für eine Rekonvaleszente gehört. Aber wenn ich schon da bin, dann möchte ich auch etwas über die Tote erfahren. Vielleicht gibt es doch eine Verbindung zur Leiche im Krankenhaus? Hatte nicht die gebärende Frau, die ich in der Nacht beobachtet habe, auch ein Kopftuch auf? Und was sollte die in so einem teuren Sanatorium, noch dazu eingeliefert mit einem Klein-LKW über den Hintereingang statt durch das repräsentative Hauptportal? Haben das Heim und die IVF-Klinik etwas miteinander zu tun – „geschäftlich“, mit dem Würzl als „Geschäftsführer“?

„Was für ein Asyl ist das?“, frage ich den Ameling, mäßig interessiert tuend, obwohl mich die Neugierde schon heftig quält.

„Keine Ahnung, wie das heißt, ist irgendwo auf der Heiligenstädterstraße, da beim Karl-Marx-Hof.“

„Und weißt auch, wie das arme Mädchel geheißen hat?“

Der Joschi wiegt bedächtig seinen Kopf und kneift seine Lippen zusammen: „Also ehrlich, so einen Namen kann sich doch keiner merken.“ Dann beginnt er plötzlich laut zu lachen: „Also, Mohamed heißt sie nicht, ha, ha, ha.“

„Vielleicht kannst, wenn du wieder im Institut bist, nachschauen und mir dann ein SMS schicken?“

Der Ameling senkt seinen Kopf und blickt mich von unten misstrauisch an: „Ich bin nicht so blöd, wie du denkst. Da ist doch was ... du wolltest doch gar nicht ... Ich meine, dass du mich angerufen hast, das war doch nur, weil du was von mir wissen willst.“

Ich lege ihm meine Hand beruhigend auf die Schulter: „Das stimmt nicht! Ich wollte dich wiedersehen. Aber wenn du solche aufregenden Sachen erzählst, dann bin ich eben neugierig. Ist ja spannend, wenn einer, der unmittelbar mit einem Ehrenmord zu tun hat, erzählt. Sonst liest man so was nur in der Zeitung. Und du ... du kennst so einen Fall in echt.“

Das schmeichelt ihm und er ist wieder versöhnt.

„SMS kann ich nicht, aber telefonieren. Trinkst jetzt auch ein Bier mit? Ich lade dich ein.“

„Nein, das ist sehr lieb, aber ich darf nicht“, dabei greife ich mir auf den Magen, „Gastritis.“

Joschi mustert mich von oben bis unten: „Sag ich's ja, du schaust schlecht aus.“ Dabei zwickt er mich mit seinen Würstelfingern sanft in beide Wangen: „Bei mir tät'st schnell zulegen. Ich tät dich schon auffüttern.“

Vor meinen Augen erscheint ein Bild: Ich mampfend¹, während mir der Joschi mit einer Hand eine Käsekrainer in den Mund schiebt, mit der anderen ein Krügel Bier zum Nachtrinken an die Lippen führt. Tja, es gibt auch eine gut gemeinte Art der Folter!

Die stickige Luft und das Blut, das durch das lange Stehen in meine Beine versackt, verursachen in meinem Kopf eine Blutleere und ich merke, dass ich einer Ohnmacht nahe bin. Deshalb klammere ich mich mit einer Hand am Tresen fest, mit der anderen an Amelings Winterjacke. Das empfindet er als reizvollen Annäherungsversuch und umarmt mich, was immerhin verhindert, dass ich umkippe.

„Ich muss an die frische Luft“, flüstere ich und lehne mich noch fester an ihn, was zur Folge hat, dass er mir seinen Bieratem direkt in meine Nase bläst.

„Wirklich ...“, flehe ich.

„Was ist?“

„Mir ist schlecht, bitte bring mich raus.“

Trotz langer Leitung hat er kapiert, dass es nicht gut um mich steht, drum schleift er mich durch die Eingangstür vors Lokal. Da lasse ich mich auf einem Sessel nieder, der noch vom sommerlichen Gastgarten vergessen da steht.

Ameling betrachtet mich hilflos: „Alma, was ist mit dir?“

Ich streife seine Würstelfinger von meiner Schulter, straffe meinen Rücken und meine, taff tuend: „Alles wieder gut, war nur die Luft da drinnen.“

Er schüttelt den Kopf: „Soll ich einen Doktor ...?“

Ich schüttle meinen Kopf zurück: „Bin ich selber.“

„Aber?“

„Aber nichts. Bitte hol mir ein Taxi, ich fahre heim und leg mich nieder.“

So ein hilfloser Mann hat etwas Rührendes. Wie dieser Kerl da so entgeistert vor mir steht, mit so einem verzagten Zittern um seine Lippen, da habe ich ihn richtig gern. Es gibt so wenige im Herzen ehrliche Menschen auf der Welt, der Joschi gehört jedenfalls dazu! Für so einen können mir alle hypertrophen Intellektuellen mit Elitebewusstsein gestohlen bleiben! Als das Taxi da ist, kann ich ihn kaum davon abhalten, mich nach Hause zu begleiten. Erst als ich ihm verspreche, gleich meine Mutter – meinen Liebhaber, den Michael, würde er nicht goutieren – anzurufen, verabschiedet er mich mit einem zarten Bussi auf die Wange. Bevor er die Taxitür von außen schließt, schlichtet er noch liebevoll meinen langen Mantel um meine Beine, damit ich nicht friere.

Bei mir zu Hause erwartet mich eine kalte Wohnung. Die Therme ist ausgefallen – und das bei Minusgraden draußen. Vielleicht hätte ich es mir doch nicht mit Michael verscherzen sollen, dann würde er womöglich bereits auf mich warten und hätte schon den Störungsknopf betätigt. So bleibt mir nichts anderes übrig, als das selber zu machen und

¹ kauend

mich mitsamt meinem Daunenmantel ins eiskalte Bett zu legen, um abzuwarten, bis sich die Wohnung aufgeheizt hat. Ich hätte natürlich auch ein Taxi entweder zu Mutter oder zu Michael, deren Wohnungen sicher warm sind, nehmen können, aber dazu fehlt mir die Energie. Also suche ich meine Wärmeflasche. Die hängt zwar an ihrem Platz, aber der Verschluss ist unauffindbar. Ein trüber Tag wird trübe enden!

Ich tue mir leid, kein Mensch da, der mich versorgt, keiner kümmert sich um mich. Es ist ja so, dass einem der Verstand sagt: „Du hast es so gewollt, die anderen können ja nicht riechen, dass du in einer eiskalten Wohnung kränzlich dahinsiechst.“ Aber das Selbstmitleid lässt sich nicht vom Intellekt kontrollieren, es funktioniert unlogisch und ungerecht. Also versenke ich mich ohne Wärmeflasche unter meine vor Kälte starrende Bettdecke und tröste mich mit dem letzten Stückchen Schokolade, das noch vergessen in meiner Handtasche liegt. Zum Glück ist dieser Süßigkeitsrest der einzige in meiner Umgebung, denn sonst hätte ich jetzt wohl eine Tafel verschlungen und zusätzlich zu meinem Selbstmitleid noch Bodymassindex-Schuldgefühle gehabt.

Ein Messerstich durchbohrt meine Gedärme und meinen Unterbauch, schmerzbegleitend intonieren schon wieder diese Engelsstimmen den Choral: „Erlöst, erlöst, du wirst erlöst ...!“ Ich bin nicht tot. Nein! Ganz im Gegenteil, ich bekomme ein Kind! Fassungslos bemerke ich, wie sich der Kopf zwischen meinen Beinen herauswindet. Ich kann kein Gesicht erkennen, nur das Hinterhaupt. Das Baby blickt mich nicht an, es steckt. Was soll ich tun? Ziehen? Wie war das noch mal im Geburtshilfepraktikum? Hinterhauptslage, Steißgeburt, mit der Zange? Ich umfasse den Schädel des Kindes und rucke daran. Er bewegt sich und dabei wird er immer länger. Wie eine unendliche Schlange ziehe ich den Kopf aus mir raus. Der endet aber nie. Je mehr ich den Zug verstärke, desto länger wird er. Panik! Jemand legt ein Messer auf meinen Bauch. Ich nehme das Messer und schneide den Kopf knapp oberhalb meines Damms ab. Er blutet nicht. Als ich den Schlangenschädel umdrehe, um ihm in die Augen zu schauen, erkenne ich einen Anenzephalus². Seine gewölbten Lider über den hervortretenden Augäpfeln zwinkern mir zu. Dann dreht sich dieser Kopf, schnappt mit seinem Maul das Messer, das ich beiseite gelegt habe, und windet sich in Richtung meiner Bauchdecke, um mir das Feitel³ in den Bauch zu rammen.

Noch in Schockstarre wage ich nicht, meine Augen zu öffnen. Tatsächlich schmerzen mein Bauch und mein Unterleib. Erst nach geraumer Weile gelingt es mir, die Pein zu differenzieren: Im Oberbauch empfinde ich Hunger, im Unterbauch ein Ziehen. Alles gut, alles im Rahmen des Wahrscheinlichen, sage ich mir. Aufgeweckt wurde ich vom Läuten

² Embryo ohne Gehirn

³ Messer

meines Handys. Als ich aufs Display blicke, sehe ich, dass Erika versucht hat, mich anzurufen.

Ich rufe zurück. Bevor ich mich noch äußern kann, überfällt mich meine Freundin mit einem Wortschwall: „Mein armes Eckerl⁴, was ist denn da passiert? Hab den Michelangelo getroffen, völlig aufgelöst, ein Häufchen Elend. Was hast denn mit dem gemacht? Der ist völlig fertig!“

Ich unterbreche sie: „Was hat er dir erzählt?“

„Na, dass er endlich erkannt hat, was du für ein egoistischer Mensch bist und dass du immer nur an dich denkst.“

„Bravo! Und sonst?“

„Sonst nichts. War ja nur kurz auf der Straße und ich hab Dienst gehabt, da kann ich nicht stundenlang reden.“

„Aha! Dann weißt du auch nicht, dass ich gerade von einer Curettage nach einem Frühabort aus dem Krankenhaus komme. Das ist natürlich ein Grund, egoistisch zu sein. Weil ... das mache ich ja nur zum Spaß!“

„Um Gottes Willen, Alma, wieso hast du mir nichts davon erzählt?“

„Weil ich zufällig vor und nach einer Narkose meinen Zustand nicht auf Facebook posten werde und weil ich schon genug damit zu tun habe, den Unmut meines Liebhabers auszuhalten.“

„Verstehe ich nicht.“

„Er macht mir Vorwürfe, dass ich ‚sein‘ Kind verloren hab. Eben wegen Egoismus und so.“

„Oh je! Gerade *der* muss sich beklagen. Der ausschließlich in seinem eigenen Kosmos lebt. Du Arme!“

„Ja, ich Arme. Liege hier mit meinem Daunenmantel im Bett, weil die Heizung ausgefallen ist.“

„Und Mama?“

„Bitte nicht! Ich friere lieber allein.“

„Soll ich?“

„Nein, ich schlafe mich aus und, wie sagt so schön die Scarlett O’Hara in ‚Vom Winde verweht‘: ‚Morgen ist auch noch ein Tag.‘“

„Na dann. Du bist hart im Nehmen, wirst schon drüber hinwegkommen.“

„Kein Problem ... nur ein Zellhaufen.“

„Melde dich morgen! Wir können auf einen Kaffee ... und über den *Zellhaufen* reden, wenn’sst magst.“

⁴ Kosename von Erika für Alma. Es gibt in Österreich einen Rahmkäse, der Alma heißt und als „das beste Eck vom Käse“ beworben wird.

„Lieb von dir. Was ich dich noch fragen wollte, ist dir eine Asylantin, Ehrenmord, untergekommen?“

Ich höre Erika ins Telefon seufzen: „Eckerl, vergiss es, kein Selbstmord: Klar? Nichts mit dir zu tun, du kriegst auch kein Gutachten. Der Bruder war's, hat gestanden. Easy.“

„Ich beschäftige mich seit Neuestem neben der Selbstmordforschung auch mit transkultureller Psychiatrie.“

Erika antwortet spitz: „Dieses ‚Neueste‘ ist mir neu. Als wir uns das letzte Mal getroffen haben – bekanntlich ist das erst eine Woche her –, da dürfte dein Interesse daran allerdings noch nicht vorhanden gewesen sein.“

„Muss ich dich bei allem um Erlaubnis fragen? Darf ich mein Arbeitsspektrum nicht erweitern?“

„Und das erweiterst du gerade dann, wann ein Mord passiert. Zufällig? Woher weißt du überhaupt davon? Wir haben die Presse bis jetzt aussparen können.“

„Ich, hm ... ich ... ich kenne einen Sozialarbeiter vom Heim.“

Das ist natürlich gelogen, aber ich will den Ameling nicht anschwärzen.

„Diese Trottel“, Erika keift ins Telefon, „sie sollten den Mund halten, bis wir eine Pressemeldung rausgeben. In Zeiten wie diesen, da muss man die Ressentiments nicht noch anheizen.“

Zum Glück fragt sie nicht nach dem Namen des Sozialarbeiters.

„Schlimm“, lege ich nach, „eine brenzlige Situation, armes Mädel. Was ist mit dem Kind?“

„Um das muss man sich keine Sorgen machen, hat schon tolle Adoptiveltern. Die haben es schon.“

„Schnell gegangen.“

„Tja! Das Mädchen hat das Baby schon während der Schwangerschaft zur Adoption freigegeben. Sehr vernünftig, hätte es ja kaum selber aufziehen können. Drum sind die Erstgereihten in der Liste gleich drangekommen.“

Habe ich Erika bisher geschickt herauslocken können, so passiert mir durch meinen Übereifer ein schlimmer Fehler: „Wie heißt denn die Tote? Eine Syrerin?“

Stille am Ende der Telefonleitung und dann: „Geht das schon wieder los? Hast du schon wieder die Absicht, mir ins Handwerk zu pfuschen? Mir reicht's. Mach du deinen Job und ich mach meinen. Dein Liebhaber hat schon recht, du hast ein Herz aus Stein. Gerade eben ein eigenes Kind verloren und, schwupp, schon wieder an die eigene Profilierung auf Kosten eines fremden Kindes denken.“

„Erika ... du missverstehst ...“

„Servus!“ und aufgelegt.

Immerhin ist meine Wohnung schon wieder warm und ich kann meinen Daunenmantel ablegen. Mein Appetit meldet sich ebenfalls und ein SMS von Mutter sagt mir: „Habe dir

schon gestern eine Kürbiscremesuppe in den Kühlschrank gestellt. Brauchst nur in der Mikrowelle aufzuwärmen. Wenn du was benötigst, ich bin da. Deine Mutter.“

Während ich die tröstliche Suppe, die meinen beleidigten Magen besänftigt, löffle, schreibe ich Mutter zurück: „Danke, wenn ich dich nicht hätte. Alles gut. Muss morgen erzählen wegen Leiche. Interessant. Schlaf jetzt.“

Sogleich kommt zurück: „Arbeit hilft! Ora et labora!⁵ Das Ora lassen wir weg und treffen uns morgen in der Ordination, mein Kind.“

Wenn ich ihr auch kaum jemals zustimme, aber da hat sie recht: Arbeiten hilft.

Bevor ich mich wieder in das bereits herrlich warme Bett begeben, bekomme ich auch noch ein SMS von Michael: „Tut mir leid, meinte es nicht so. Ist nur heftig. Was wäre es denn gewesen, ein Mädchen?“

Ich antworte nicht.

Vormittags in der Ordination erwarten mich Mutter, geräuschvoll mit den wartenden Patienten schwatzend, und ein Berg Post. Ein Tag Abwesenheit in meinem Office verwandelt meinen Schreibtisch in ein Altpapierlager: Werbung, Zeitungen, Rechnungen, Befunde. Auch wenn Mutter für mich schon die Kuverts öffnet und vorselektiert, so bleiben immer noch genug übrig, die meine Zeit vor und nach den Sprechstunden meist unnötig beanspruchen. Heute handelt es sich um einen Papierhaufen, circa 20 cm hoch, 40 cm breit und 60 cm lang. Ich fürchte diesen Anblick! Für mich ist es immer wieder eine Überwindung, die Spreu vom Weizen zu trennen.

Hastig blättere ich die Briefe durch, meist nur mit einem Blick auf den Absender.

Anscheinend durchschauen die Pharmafirmen, die ihre Werbung verschicken, dieses Verhalten der meisten Ärzte und drucken keinen Absender mehr aufs Kuvert, was zur Folge hat, dass ich in jedes hineinschauen muss, bevor es im Papierkorb landet. Ein Schreiben der Ärztekammer erfordert wohl oder übel meine Aufmerksamkeit. Unter den mannigfaltigen standespolitischen Mitteilungen findet sich auch eine Aufforderung, sich unentgeltlich für die ärztliche Betreuung von Flüchtlingen zur Verfügung zu stellen. Selbstverständlich gibt es auch eine Kontaktadresse, um sich anzumelden. Kurz davor, auch dieses Schreiben in den Papiermüll zu werfen, entschlief ich mich in letzter Sekunde, den Zettel statt in den Kübel auf meine Ablage zu verfrachten.

Assoziationsketten bestimmen unsere Entscheidung, die wir ungewollt und unbeabsichtigt treffen. Offensichtlich hat die Aufforderung der Ärztekammer in mir unmittelbar wieder die Neugierde an der toten Flüchtlingsfrau entfacht. Deshalb schicke ich, bevor ich den ersten Patienten aufrufe, dem Ferdinand Fluger ein WhatsApp: „Kennst du den Fall mit dem

⁵ Bete und arbeite.

ehrenMord? Ich arbeite für heim, wer war das?“ Eine kleine Schwindelei, denn ich werde für das Heim arbeiten, sobald ich weiß, welches es ist.

Ich rufe in der Rezeption an: „Du, Mama? Kannst du herausbekommen, ob und wo es ein Flüchtlingsasyl in der Nähe der Heiligenstädterstraße gibt?“

Mutter kennt sich sofort aus: „Aha, die Leiche. Kein Problem! Aber bitte fang trotzdem endlich an. Lange kann ich den Leuten nicht mehr weismachen, dass du einen Notfall betreust.“

„Bin schon so weit, du kannst den Ersten schicken.“

„Die Erste! Frau Bamberger, bitte schau auf deinen Kalender. Anscheinend drucke ich dir den umsonst aus?“

Der Terminplan ist mitsamt der ungeliebten Werbung im Papierkorb gelandet. Wenn ich eine Anhängerin von Freud wäre, dann hätte ich das dahingehend interpretiert, dass ich meine Patienten unbewusst ablehne. Ich bin aber keine Anhängerin von Freud, ganz im Gegenteil! Meine jahrelange Lehranalyse⁶ hat mir nur beigebracht, dass ich zu seiner Sekte nicht mehr dazugehören möchte.

Dringend auf eine Antwort vom Fluger wartend, platziere ich mein Handy so in der unteren offenen Schreibtischlade, dass ich, während meine Patienten ihre grauen Seelenergüsse ausspucken, immer wieder auf das Display schauen kann. Und tatsächlich, während sich Frau Weniger⁷ beschwert, dass der von mir gegen ihre Einsamkeit empfohlene Kater die ganze Wohnung anpisst, wogegen sie sich von mir einen Rat erwartet (leider bin ich keine Katzenflüsterin), blinkt das Telefon. Diskret lange ich mit meiner linken Hand in die Lade, um den Text mit einer Wischbewegung aufzurufen. Naturgemäß bin ich zu ungeduldig, um zu warten, bis Frau Weniger mit den Klagen über ihr Katzenproblem, das ich ihr eingebrockt habe, fertig ist. Wie könnte es auch anders sein, statt die Mitteilung aufzurufen, wische ich sie weg. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als das Handy ordentlich in die Hand zu nehmen, um zu versuchen, sie wieder zu finden. Meine Patientin stoppt kurz ihren Wortschwall und blickt mich strafend an. Ich stammele verlegen: „Entschuldigung“, während ich hektisch wische und drücke, „ein Notfall.“

„Und ich?“, entgegnet sie entrüstet, „... und Mario?“

„Mario?“

„Der Kater, den mir Ihre Mutter aus dem Tierheim angetan hat. Mir scheint, Sie haben vergessen, dass Sie mich dazu gezwungen haben, ein ‚armes‘ – das „armes“ knallt sie mir zornig vor die Nase – „ein ‚armes‘ Viecherl⁸ aus dem Asyl bei mir aufzunehmen.“

⁶ Psychoanalyse zu Ausbildungszwecken

⁷ langjährige Patientin von Alma

⁸ Tier

Ich schlucke, denn ich kann mich erinnern, dass es mit einem enormen Aufwand verbunden war, diese Einsamkeitsbehandlung zu organisieren. Man darf nicht glauben, dass man einfach in ein Tierheim marschiert und ein „Viecherl“ abholt. Nein, da bedarf es einer Überprüfung des neuen „Platzerls“⁹, bevor die Tierschützer mit so einem ehemals heimatlosen, streunenden Kater herausrücken. Mutter hat all ihre Tricks anwenden müssen, um zu dieser Katze zu kommen. Dann hat sie keine Mühen gescheut, um Frau Weniger bei der Eingewöhnung behilflich zu sein. Ich konnte sie gerade noch davon abhalten, eine Katzenflüsterin auf meine Kosten zu engagieren. Auch wenn ich mir immer wieder sage: „Meine es nie wieder gut!!!“, so stülpt sich doch immer wieder das Mitgefühl über meine Psyche und ich werde fast immer dafür mit Vorwürfen bestraft. Ich beiße mir auf die Zunge, um meiner Klientin nicht ihre Undankbarkeit vorzuwerfen. Stattdessen kalmiere ich auf paradoxe Weise: „Am besten, Sie lassen den Mario, das arme ‚Viecherl‘, einschläfern.“ „Wieso? Der kann doch nichts dafür, dass er es nicht gelernt hat.“

Frau Wenigers Vorwurfshaltung schlägt augenblicklich in Sanftmut um: „Er ist doch sonst so lieb. Wie kommen Sie überhaupt auf die Idee, dass ich mein Schatzerl nicht mehr mag? Haben Sie denn gar keine Tierliebe in sich?“

Soll sein, dass ich wieder einmal die Frau mit dem harten Herzen bin, Hauptsache, sie hat sich beruhigt. Wenn auch auf meine Kosten.

Als sie draußen ist, gelingt es mir tatsächlich, die Mitteilung zurückzurufen: „Schön von dir zu hören. Ja, ich kenne den Fall. Meine Chefin erlaubt keine Auskunft, strenge Geheimhaltung. Alles Liebe Ferdinand.“

Zu blöd, da muss ich mir was anderes einfallen lassen.

Ferdinand ist ein junger Mann, wie es nur mehr wenige gibt. In ein konservatives Elternhaus hineingeboren, lernte er noch Werte, die man heutzutage für unnötig, ja gar für krankhaft erachtet: gutes Benehmen, Empathie und Zurückhaltung, die manche mit Schüchternheit, ja sogar Beschränktheit verwechseln. Seinen Seiltanz zwischen strikter, hierarchisch angeordneter Dienstleistung und seinem Bedürfnis, für seine Mitmenschen „Gutes“ zu tun, verursacht ihm immer wieder Konflikte mit seiner Vorgesetzten, nämlich Frau Oberinspektor Sacherl. Früher konnte ich ihm geheime Informationen entlocken, wenn ich mit ihm gemeinsam Laufen ging, auch wenn das meine Kräfte herausforderte, zuweilen auch überforderte. Momentan keine Option. Also vielleicht eine Einladung ins Theater? Bildung ist immer unverdächtig und geistige Bereicherung regt zur anschließenden Diskussion in einer Bar an.

Während mir der nächste Patient ausschweifend seine Beziehungskiste schildert (sicher zum zehnten Mal, gefühlt zum hundertsten Mal) und ich ihn mit einem aufmunternden „Hm?“ – das Einzige, was ich von meiner Lehranalyse behalten habe (übrigens hat Freud die Couch

⁹ Platz

nur erfunden, um auf ihr unbemerkt von seinen Patientinnen seine Bücher zu schreiben) – anrege, weiter und weiter fortzufahren, schaue ich das Wiener Theaterprogramm durch und suche ein Stück, in dem Migranten vorkommen. Das ist nicht schwierig, denn außer den Klassikern an den Großbühnen beschäftigen sich beinahe alle Autoren direkt oder indirekt mit der Asylantenproblematik. Ich entscheide mich für das Palais Kabelwerk im 12. Bezirk in der Oswaldgasse, nahe dem Stadtrand.

Diese abgeschiedene Lokalität scheint mir günstig gelegen für ein Treffen mit dem Fluger, da ich zufällige Begegnungen mit Bekannten ausschliesse. Ich war noch nie dort, finde es aber spannend, mal was Neues kennenzulernen. Die Performance heißt „Übel“. Ich vermute und hoffe, dass sie sich wie jedes Aktionskunsttheater unpräzise im Interpretationsraum des Zuschauers bewegt und damit genug Nahrung für eine anschließende Diskussion mit dem Ferdinand bietet. Da habe ich dann die Möglichkeit, ihm raffiniert Informationen über „meinen“ Mord herauszulocken. Ja, „meinen“ Mord, denn ich habe diesen Fall bereits adoptiert.

Ich schicke Fluger die Ankündigung per Mail mit meiner Einladung dazu: „Hast Dienst? Wenn nicht, magst mich begleiten?“

Prompt kommt als Antwort: „Ja, gern, interessiert mich.“

„Treffen vor Ort 19.30?“

Als ich mich ins Vorzimmer begeben, um nach Hause zu gehen, sitzt Mutter noch immer mit wichtiger Miene an ihrer Rezeption: „Na? Welches Theater wirst du heute Abend besuchen?“

Ich bin perplex, verdammt noch mal, kann sie jetzt auch schon Gedanken lesen?

„Gar keins, wieso?“, lüge ich.

„Aber du hast doch im Programm nachgeschaut, oder?“

Ich merke, wie mir die Galle hochsteigt und ich ihr an die Gurgel springen möchte. Trotzdem antworte ich gelangweilt: „Wie kommst du drauf?“

„Im Google waren diverse Theaterseiten aufgelistet. Welches hast du ausgesucht?“

Klar, wir haben einen gemeinsamen Server und wer spionieren möchte, kann es tun. *Ich* spioniere nicht.

„Hab für dich das Heim herausgefunden.“

Aha, jetzt spielt sie die „Du bist mir was schuldig“-Karte. Aber ich werde nicht darauf eingehen: „Danke sehr lieb, und welches ist es?“

Mutter lächelt mich süffisant an: „Heute brauchst es ja nicht mehr, da hast ja was anderes vor. Mit Michael?“

„Stell dir vor, auch wenn ich am Abend ‚was anderes‘ vorhab, so kann ich mir doch am Nachmittag das Heim anschauen. Stell dir vor!“

„Information für Information. Ich bleib nicht im Regen stehen, da fühl ich mich missachtet.“

Ich schließe meine Augen und atme tief durch. Was sollen diese Spielchen? Wenn sie so kindisch sein will, ich bin es nicht. Also gebe ich nach, so wie immer: „Palais Kabelwerk.“ „Ach so, das ‚Übel‘“, und dann süffisant: „Sicher geistig sehr bereichernd. Soweit ich dich kenne, nicht die Art von Kulturevent, das du freiwillig inhalieren möchtest.“

Ich antworte patzig: „Man kann auch mal einer Gattung eine Chance geben, die man sonst nicht *inhalieren* möchte.“

„Mit deinem Kindesvater? Dem gefällt es sicher, das ‚Übel‘. Er liebt ja Kunst, die keinem wehtut, weil sie nur die ‚böse Gesellschaft‘, wer immer das sein mag, angreift. Ich hoffe, du lässt dich nicht auch zu dieser die Verantwortung an ein vages Gebilde wie die Sozietät delegierenden Einstellung bekehren. Dann hätte ich erzieherisch versagt.“

Obwohl ich Mutters Meinung ganz und gar teile, muss ich ihr widersprechen, denn ich kann es nicht zulassen, dass sie meinen Liebhaber verunglimpft.

„Ich weiß nicht, was du an Michael immer auszusetzen hast. Das ist nicht gerecht.“

„Du weißt doch selber, dass er einer ist, der sich zu keiner Haltung bekennen möchte. Auch wenn er, das gebe ich ja zu, ein warmherziger Mensch ist, so ist er doch zu faul und zu feige, ein Charakter zu sein.“

Jetzt kann ich meinen Zorn nicht mehr zurückhalten: „Lass meinen Freund in Ruhe. Er hat Charakter und er ist verantwortungsvoll. Hätte er sonst so sehr um unser Kind getrauert?“

„Getrauert schon, aber gekümmert?“

„Wie kannst du wissen, wie er sich verhalten hätte? Ich bin sicher, dass er ein wunderbarer Vater geworden wäre.“

„Ja vielleicht, wenn ich mich um *seine* Erziehung gekümmert hätte. Ich hätte ihn schon hinbekommen.“

Egal, ob sie mir jetzt noch verrät, was sie herausbekommen hat. Genug ist genug. Ich verlasse die Ordination, nicht ohne meine Wut durch lautes Türzuschlagen zu demonstrieren.

Draußen im Stiegenhaus atme ich tief durch und suche mein Handy, um meinem Michelangelo ein Liebes-SMS zu schicken. Wie kann es anders sein, das Telefon ist nicht in meiner Mantel- und auch nicht in meiner Handtasche. Meinen starken Abgang mache ich mir zunichte, weil ich wieder zurück muss, um es zu holen. Nicht einmal diese demonstrative Absetzbewegung gegen meine mütterliche Abhängigkeit gelingt. Als ich an der Rezeption vorbeirenne, drückt mir Mutter mein Mobiltelefon mit einem vielsagenden Lächeln in die Hand.

„Das hast du vergessen. Viel Spaß mit dem Fluger. Deine Neigung zu viel jüngeren Männern verstehe ich gut, die blicken noch zu dir auf.“

Ich entreiße ihr mein Handy und renne beim Ausgang wortlos hinaus – ohne Türschlagen. Selbst das Liebes-SMS ist mir jetzt vergällt.

Wieso fällt mir auf ihre spitzen Bemerkungen nie rechtzeitig eine Antwort ein? Als ich vors Haus trete, fällt mir eine schlagfertige Entgegnung ein, die ich nun in die kalte Winterluft hinausposaune: „Und deine Neigung zu einem *gleichaltrigen* Mann, der dir mit ein paar verlogenen Liebesschwüren dein Vermögen herausgelockt hat? Von dem du dich so hast einlullen lassen, dass du diesen Fehler sogar mit über achtzig noch einmal gemacht hast?“ Als Psychiaterin müsste ich, was meinen Männergeschmack betrifft, allerdings bei mir ebenfalls ein auffälliges familiäres Wiederholungsmuster diagnostizieren. Ich bin in meinen Beziehungen wohl auch dem Modell meines Zeugers verfallen. Heißt es nicht, dass man sich als Partner gern jemanden Ähnlichen wie seinen Vater aussucht?

Nachdem ich die Winterluft ausreichend beschimpft habe, eile ich nach Hause. Als ich bei der Ampel auf der Rossauer Lände warten muss, sticht mir die Titelseite einer Gratiszeitung, die an einem Ständer zur freien Entnahme steht, in die Augen: „Mord im Asylantenheim“. Ich nehme eine Zeitung aus dem Ständer und überfliege den Text. Die mühselige Auseinandersetzung mit Mutter hätte ich mir sparen können, denn da steht es schwarz auf weiß: „Im Flüchtlingsheim in der Eisenbahnstraße hat ein Bruder seine Schwester während der Entbindung erstochen. Das Kind ...“ Ich reiße die Seite aus der Zeitung und werfe den Rest in den nächsten Mistkübel.

Bedauernswerte Erika, die ganze Geheimnistuerei war angesichts der Sensationspresse völlig sinnlos.

Nach einem kurzen Power Nap, denn ich spüre doch noch die Folgewirkungen meiner Operation, mache ich mich auf den Weg zum Asylantenquartier. Die U4 endet bei der Station Heiligenstädter Straße. Von da marschiere ich auf der Boschstraße bis zur Eisenbahnstraße, die ich dann auf der Suche nach dem Heim (in der Zeitung ist keine Hausnummer angegeben) stadtauswärts entlangspaziere. Kurz vor der Abzweigung zur Sickenbergstraße, wo sich das Sanatorium befindet, steht das ausladende Gebäude, anscheinend eine ehemalige Fabrik, wo nur ein kleines Schild diskret auf seine Funktion hinweist: „Haus der Menschenwürde“.

Im Hof, der zwar durch einen Zaun geschützt, aber gut einsichtig ist, weisen aufgestellte WC-Container, voll belegte Wäscheleinen und spielende Kinder auf die zahlreichen Bewohner hin. Ein kleines Mädchen, geschätzte sieben Jahre, winkt mir freundlich durch das Maschengitter zu. Zu dumm, hätte ich doch die Schokolade aus meiner Handtasche nicht aufgegessen, dann könnte ich das Kind damit anlocken. Aber zum Glück findet sich noch ein Kaugummi in den versteckten Winkeln meines Bags, mit dem ich ihr zuwinke. Gar nicht schüchtern entfernt sie sich von ihren Spielkameraden und gesellt sich zu mir an den Zaun. Ungeübt, wie ich im Umgang mit Kindern nun mal bin, fällt mir nichts Besseres ein, als „Wie heißt du?“ zu fragen. Kinder sind überall auf der Welt Kinder. Sogleich steht die ganze Meute

vor dem Zaun und will auch einen Kaugummi. Ich erwecke den Unwillen der Gruppe, weil ich mangels Vorrats nur dem liebenswerten Mädels einen zustecke. Sie wird von den anderen, die nachschieben, so an den Maschendraht gedrückt, dass sich das Muster des Gitters in ihr entzückendes Gesicht drückt. Ich schreie ungeschickt und zeige dabei meine offene Tasche, um zu beweisen, dass der Chewinggum wirklich der letzte war: „Tut mir leid, ich habe keinen mehr. Kein Kaugummi, nix da.“

Einer der größeren Jungen zieht das Mädchen aus der Gruppe vom Zaun weg. Ein wenig abseits sagt er etwas für mich Unverständliches und droht ihr mit der Faust, bis sie ihm den Kaugummi gibt. Sie weint nicht, läuft aber Richtung Gebäude, wo ich sie hinter dem Eingang verschwinden sehe.

Hier scheint es eine rigide Rangordnung zu geben, denn er kommandiert mit einer Handbewegung die restlichen Kinder weg vom Zaun. Mir wirft er einen Blick zu, der nur bedeuten kann: „Scher dich weg!“ und: „Hier bin ich das Alphetier.“

Vor dem Eingang des Heims lungern jugendliche Männer herum, den Blick auf ihre Smartphones gerichtet, und rauchen. Als ich mich zwischen ihnen zum Tor durchwinde, mustern sie mich von oben bis unten, ohne etwas zu sagen, weichen aber keinen Zentimeter aus.

Ich versuche mich verständlich zu machen: „Hallo, wo ist das Büro? Office?“

Einer der Burschen deutet mit dem Daumen gelangweilt durch die Tür. Das hätte ich auch selber erraten können, dass ich zuerst da hineinmuss.

Draußen viele Menschen, vor allem Männer, die alle wie die Burschen am Eingang bloß herumlungern. Ein trauriges Bild. Männer in der Blüte ihrer Jahre zum Nichtstun verdammt! Da ist es kein Wunder, wenn die ihre männlichen Kräfte sozial unerwünscht ausleben.

Eine Treppe führt vom Gang in das Obergeschoss, wo ein Hinweisschild mit einem Pfeil zur Verwaltung in den ersten Stock weist. Ich steige die Treppe hoch. Der muffige Geruch, eine Mischung aus Putzmittel, feuchter Wäsche und menschlichen Ausdünstungen, steht wie eine Luftblase in den Räumlichkeiten. Anscheinend befindet sich im Obergeschoss der Frauen- und Kindertrakt, denn die Atmosphäre wirkt auf mich durch das Stimmengewirr der Kids einladender. Vor dem Büro angekommen, klopfe ich an.

Eine zaghafte weibliche Stimme meldet sich hinter der Tür: „Herein!“

Ich trete ein. Ein kahler Raum, die Wände voll gepolstert mit Plakaten, die Flüchtlinge – auf einem Boot, in einem Lager, in zerbombten Städten, im Zelt – zeigen und zum Spenden aufrufen sollen. Am Schreibtisch vor mir sitzt eine junge Frau mit Dreadlocks, gekleidet in eine orientalisches angehauchte weite Bluse, darüber eine übergroße Weste. Sie spielt mit einem Kugelschreiber und blickt mich verlangsamt, wie bekifft an.

„Hallo“, grüße ich, obwohl das sonst nicht meine Diktion ist, aber bei diesem Gegenüber scheint mir dieser Gruß angebracht. „Hallo, ich wollte mich erkundigen ... Ich habe eine

Nachricht in den Ärztemitteilungen gelesen, dass Sie hier eine psychiatrische Betreuung suchen. Ich würde mich gern für ein paar Stunden zur Verfügung stellen. An wen muss ich mich da wenden?“

Die junge Frau, ich schätze, dass es sich um eine Praktikantin der Sozialakademie, möglicherweise auch um eine Psychologie-, Soziologie- oder Politologiestudentin handelt, jedenfalls um eine von der „Ich möchte die Welt verbessern“-Fraktion, wetzt auf ihrem Sessel herum und weiß offenbar nicht, nein, gar nicht Bescheid.

„Also, hm, das wird der Herr ... der Chef ... der Kollege, also der Jo sein. Der ist nicht da.“

Ich lächle sie vertrauensvoll an und meine ganz freundlich: „Der Jo, hat der auch einen Nachnamen?“

„Hm, Moment.“

Dann erhebt sie sich langsam von ihrem Sessel, schlurft rund um den Schreibtisch, öffnet die Tür, verlässt den Raum, wirft offensichtlich kurz einen Blick auf ein Schild neben dem Eingang, kehrt zurück, nimmt wieder Platz und verkündet stolz: „Mircovic, Herr Mag. Mircovic.“

„Wann ist er wieder da?“

„Morgen sicher. Heute wegen der ... Sie wissen schon was, beschäftigt.“

Ich nicke mit betretenem Gesichtsausdruck und verabschiede mich mit „Tschüss?“ – diesen Abschiedsgruß halte ich bei der engagierten Dame für passend.

Als ich vor dem Treppenabsatz noch einen Blick zurück auf die Frauenabteilung werfe, bemerke ich die Kleine von vorhin. Sie kauert, verstohlen weinend, in einer Fensternische und streckt abwehrend ihr Händchen in meine Richtung, als sie bemerkt, dass ich mich ihr nähere. Ich lasse mich dadurch nicht abhalten, sondern steuere diretissima auf sie zu. Als ich vor ihr stehe, versteckt sie ihren Kopf zwischen ihren mageren Ärmchen. Ich knie vor ihr nieder und versuche mich zu verständigen: „Ich“, dabei deute ich auf meine Brust, „ich Alma, und du?“ Sie blickt mich mit ihren nassen Augen groß an. Ich wiederhole meinen patscherten¹⁰ Annäherungsversuch.

Nach mehreren Ansätzen meinerseits kommt aus ihrem Mund ein leises: „Samira.“

Auch wenn ich weiß, dass sie kein Deutsch beherrscht, versuche ich unsere Kommunikation aufrechtzuerhalten: „Samira, ein schöner Name“. Keine Ahnung, ob sie mich verstanden hat oder ob sie einfach merkt, dass ich sie sympathisch finde, jedenfalls lächelt sie mich an.

Es ist kein Zufall, dass ich gerade sie unter all den spielenden Kinder für eine Kontaktaufnahme ausgesucht habe, denn aus dem Ausschnitt, den das eingrenzende Kopftuch freigibt (ich finde Frauen mit Kopftuch haben Gesichter, die so aussehen, als ob man aus einem Foto die Köpfe ohne Haare herausgeschnitten hätte) strahlen zwei riesige schwarze Augen, eine zierliche Nase und ein fülliger Mund. Das Kind ist ohne Zweifel schön.

¹⁰ ungeschickt

Menschliche Schönheit weckt Sympathie, kindliche Schönheit weckt den Beschützerinstinkt. So sehr man auch die Gleichheit der Menschen heraufbeschwören möchte, die biologischen Voraussetzungen machen all diese gut gemeinten Bestrebungen zunichte. Ein hübsches, charmantes, intelligentes Individuum hat mehr Chancen im Leben. Das ist zwar ungerecht, aber die Realität. Jedenfalls gehört Samira zu denen, die sogleich anziehend wirken. Ich würde ihr gern über den Kopf streicheln, hüte mich aber davor, ihr zu nahe zu kommen. Noch dazu eilt sofort eine Frau herbei und fordert sie in forschem Ton auf, sich von mir zu entfernen. Ich grüße die Frau freundlich, sie aber blickt mich feindselig an. Als ich kniend von unten in ihr Gesicht schaue, bemerke ich, dass der voluminöse Körper nicht nur stark übergewichtig, sondern auch schwanger ist. Ich hieve mich aus der Hocke wieder in den aufrechten Stand und verabschiede mich von beiden: „Ciao, Samira“ und, etwas weniger freundlich, zu der Frau: „Wiederschauen.“

Als ich aus dem Gebäude draußen bin, atme ich tief durch. Irgendwas wirkt da drinnen bedrohlich, Das können nicht nur der hier stattgefundene Mord und der betrübliche Anblick dieser Menschen ohne Heimat sein!

Immerhin wird einem nach solchen Begegnungen bewusst, wie sehr man seine vertrauten Mitmenschen schätzen sollte. Deshalb verschicke ich ein Entschuldigungs-SMS an Mutter: „tut mir leid, meinte nicht so alma.“

Kaum habe ich auf Abschicken gedrückt, ruft sie schon zurück.

Ich kenne sie. Sie hat zu Hause – wohl wissend, dass ich es nicht aushalten werde, mit ihr im Zwist zu sein – darauf gewartet, dass ich sie um Verzeihung bitte. Noch nie (!) ist es vorgekommen, dass sie einmal als Erste eingelenkt hätte. Wie oft habe ich mich dazu gezwungen, zumindest einen Tag auf *ihre* Abbitte zu warten! Es hat mir meist nur eine schlaflose Nacht, ausgefüllt mit Schuldgefühlen, eingebracht und mich dann spätestens am nächsten Morgen um Versöhnung bitten lassen. Heute habe ich keine Lust für dieses Spielchen. Man sollte sein Leben nicht mit Disharmonien belasten, lieber klein begeben. „Servus, Kind! Wo bist du?“

Aha, einen Peilsender hat sie mir offenbar noch nicht implantiert. Obwohl ich ihr das zutrauen würde. Die Gelegenheit dazu hätte sich doch während meiner Narkose ergeben. „Ich stehe direkt neben dem Asylantenheim“ – und einen kleinen Seitenhieb kann ich mir nicht verbeißen: „Die Adresse pfeifen nämlich die Spatzen von den Dächern, oder besser gesagt, die Titelseite der Gratiszeitung.“

Sie ist pikiert: „Na dann, dann hätte ich mir ja meine mühsamen Recherchen ersparen können.“

Nein! Ich werde nicht auf ihr selbstmitleidiges Geschwätz eingehen, drum antworte ich unbekümmert und lenke sie mit einem anderen Thema ab: „Danke trotzdem. Ich hätte aber ein anderes Attentat auf dich. Glaubst du nicht, dass sie in dem Heim eine Leseoma

brauchen könnten? Ich habe gerade ein süßes Mädchen kennengelernt, das bräuchte jemanden, der ihm hilft, Deutsch zu lernen. Und im Rahmen dieses Unterrichts könnte man vielleicht ...“

Mutter unterbricht mich: „Liebes Kind, deine Mutter ist schon vor dir auf diese geniale Idee gekommen. Ich bin schon angemeldet, morgen Vormittag fange ich an.“

Also hat sie mich schon wieder einmal überholt! Ich schlucke meinen aufsteigenden Groll hinunter und lasse ihr den Sieg, ohne zu sticheln.

„Das ist ja großartig, gute Idee von dir“, flöte ich ins Handy, „Gedankenübertragung.“

„Keine Gedankenübertragung, nein, ich war einfach zielorientierter. Wer schnell handelt, handelt doppelt.“

Da hat sie sich wieder einmal ein Zitat¹¹ zurechtgebogen, immerhin zumindest nicht auf Latein.

„Tja, wie auch immer. Hauptsache du kommst hinein. Kannst du ein Augenmerk auf ein kleines Mädchen richten“ – jetzt werde *ich* mit meinem Informationsvorsprung protzen –, „die Kleine heißt Samira? Ich glaube, die ist recht vif und von der könnte man eventuell etwas über die anderen Frauen da drinnen erfahren. Übrigens bin ich noch einer Schwangeren begegnet. Vielleicht wütet da ein Fruchtbarkeitsvirus?“

„Das bezweifle ich, eher keine Empfängnisverhütung.“

„Na ja, jedenfalls ...“

Sie unterbricht mich: „Du solltest dich beeilen, damit du nicht zu spät ...“ und zweideutig fährt sie fort „... zu deinem Rendezvous mit dem *jungen* Mann kommst. Ich wünsch dir viel Vergnügen. Sei nicht zu forsch mit ihm ... ist ein Sensibler.“

Was habe ich mir vorgenommen? Schlagfertig auf ihre Anzüglichkeiten antworten.

„Was meinst du damit? Ich gehe mit ihm ins Theater.“

Sie säuselt ins Telefon: „Sicher eine animierende Performance. Nicht, was du jetzt denkst, ich meine nur geistig, ausschließlich den intellektuellen Disput anregend.“

Und wieder fällt mir nicht rechtzeitig eine Antwort ein, die sitzt.

¹¹ Richtig: Wer schnell gibt, gibt doppelt.

3. Kapitel

Der Name „Palais Kabelwerk“ täuscht. Von einem Palais keine Spur. Ein umgebautes Backsteinfabrikgebäude, bei dem die Architekten bei der Renovierung engagiert darauf geachtet haben, jeglichen Charme des Industriedenkmals zu vernichten. Mit Erfolg, denn statt des ziegelroten Backsteins deprimiert Sichtbeton, wohin man auch blickt. Damit vermittelt das „Palais“ noch immer den Eindruck einer Fabrik, allerdings einer solchen, wo vor dem geistigen Auge geschundene Körper von Kinderarbeitern auftauchen.

Möglicherweise ist diese Impression auch erwünscht, denn atmosphärisch kann kein Zweifel aufkommen, dass in diesem Theater ausschließlich desillusionierende Aufführungen stattfinden dürfen.

Schon der Weg zu dieser Lokalität – nach einer endlosen Fahrt mit der U6 steige ich Station Tscherttegasse aus – gestaltet sich äußerst unbehaglich und fordert in der Finsternis meinen Orientierungssinn heraus. Am Altmannsdorfer Friedhof vorbei versuche ich verzweifelt einen Durchschlupf zur Oswaldgasse zu finden. Ich durchquere Fußgängerzonen, die Steinwüsten ähneln, finde aber leider keinen Ansprechpartner, den ich nach dem Weg fragen könnte. Am Kebab-Stand, den ich, schon ziemlich genervt, aufsuche, um einen Ortskundigen aufzuspüren, hat man noch nie was von dem Theater gehört, obwohl dieses – wie sich später herausstellt – gleich hinter dem Lokal liegt, von diesem nur durch eine kurze Passage getrennt. Nicht umsonst gibt es hier auch eine Bühne namens „Theater am Arsch der Welt“. Ich schaffe es gerade noch rechtzeitig bis zum Beginn des „Übels“. Da das Stück kein Publikumshit ist, ist es klarerweise auch kein Problem, Karten zu bekommen. Ferdinand Fluger wartet schon ungeduldig im Betonfoyer und winkt mir zu. Ich hetze mich trotzdem nicht, denn ich vermute, dass die Offszene froh ist, wenn mehr Zuschauer als Schauspieler anwesend sind, und daher mit dem Start der Vorstellung auch auf den letzten Gast wartet. Da bei solchen Veranstaltungen üblicherweise freie Platzwahl ist, lasse ich den Fluger für uns Sitze aussuchen, während ich mich noch auf die Toilette stelle.

„Bitte hinten, falls ich flüchten muss ...“

Als ich meinen Platz neben ihm einnehme, hat die Performance tatsächlich schon begonnen. Das Stück ist genauso, wie ich es mir vorgestellt habe: grauenhaft. Schon nach fünf Minuten will ich nur mehr raus. Passend zum grauen Saal wälzt sich ein Ensemble, gekleidet entweder in mausgraue Overalls oder in Nazikostüm, zu krächzenden Geräuschen aus den Lautsprechern entweder am Boden oder klettert die Scheinwerferrigg hoch. Hoffentlich stürzt niemand ab, denke ich, denn sonst müsste ich wohl noch Erste Hilfe leisten. Der Ferdinand scheint die Aufführung zu mögen, denn er starrt konzentriert auf die Darsteller. Vielleicht aber möchte er nur den Sinn dieser Aktion verstehen. Ich tue es nicht, auch wenn augenscheinlich das Böse mit dem Guten kämpft. Irgendwann sind die Guten erschöpft und

werden am Boden liegend von den Bösen mit Wasserwerfern ermordet. Als dann der ganze Boden mitsamt den Menschen darauf schwimmt, ist es endlich vorbei. Ich gratuliere mir zu meiner Standhaftigkeit.

Als wir gemeinsam mit den anderen fünfzehn Zuschauern tapfer klatschen, während sich die armen Schauspieler frierend, weil klitschnass, verbeugen, bemerke ich zu meinem Schreck, dass anscheinend nach mir noch jemand die Performance beehrt hat – Michael. Sofort kombiniere ich: Telefonat mit Mutter, die ihn auf mich gehetzt hat, um eine herbeifantasierte Affäre mit dem Fluger zu unterbinden. Mutter kennt mich gut, aber nicht so gut! Wenigstens meine männlichen Vorlieben scheint sie nicht mitbekommen zu haben. Nie im Leben würde ich auf so einen Softie wie den Ferdinand abfahren. Nie, nie, nie!

Der Applaus geht mit einem einsamen, hilflosen Bravoruf eines Gastes zu Ende. Nach solchen Vorstellungen habe ich immer schreckliches Mitleid mit diesen jungen Schauspielern, die sich verarmt ihrem Traum vom späteren Ruhm hingeben. Irgendwelchen selbst ernannten genialen Regisseuren ausgeliefert, die voller Hochmut auf Menschen hinabblicken, die ihre Inszenierungen nicht verstehen wollen. Wie gering reflektiert man sich selber, wenn man sein Kunstwerk umso bedeutender einschätzt, je weniger es beim Publikum ankommt? Ist das eine Art Rettung seines Selbst durch Arroganz und Ignoranz? Als wir dem Ausgang zustreben, flüstert mir der Ferdinand zu: „Beeindruckend, danke für den Tipp.“

Hm, vielleicht bin ich einfach altersmäßig nicht mehr kompatibel mit solcher Kunst? Dem Michael, der an der ebenfalls mausgrauen Betonbar schon auf uns wartet, hat es anscheinend ebenfalls gefallen, denn er begrüßt mich zwar ohne Kuss, aber immerhin distanziert höflich mit: „Hallo, war toll!“ Ich werfe ihm rechts und links ein Busserl auf die Wange und beschließe, ja nicht ertappt zu wirken, denn dafür gibt es wahrlich keinen Grund. Dabei deute ich auf den Fluger: „Du freust dich, den Ferdinand wiederzusehen?“

Der Ferdi streckt Michael freundlich seine Hand hin: „Oh fein! Schön, dich wieder zu treffen.“ Flugers Unbekümmertheit scheint meinen Freund zu beruhigen, denn er drückt seine Hand und deutet auf die Bar: „Ich lade euch ein. Ein Bier?“

Ferdinand schüttelt den Kopf: „Lieber ein Obi gespritzt¹².“

„Ich nehme einen Pfiff¹³.“

Unnötigerweise fühle ich mich bemüßigt, eine Erklärung wegen meines Begleiters abzugeben: „War eine spontane Idee, das Theater. Wir haben uns schon so lange nicht getroffen.“

Michael zeigt auf die Preistafel an der Wand hinter der Bar: „Gibt nur Bier in der Flasche. Du Snob musst wohl ohne Glas ...“

¹² Apfelschorle

¹³ kleines Glas Bier

Wie konnte ich nur auf die Idee kommen, dass man hier auch unproletarisch saufen kann? In einer Ecke des riesigen Foyers, das über drei Stockwerke reicht, stehen abgewetzte Vintage-Ledersofas. Ich nehme meine Flasche und zeige damit in diese Richtung: „Setzen wir uns. Ich bin noch nicht so fit, kann noch nicht so lange stehen.“

Michael muss wohl demonstrieren, dass er eigentlich gekränkt sein sollte, denn er meint bissig: „Aber für ein Abendprogramm scheinst du fit genug.“

Ich entziehe mich einer Antwort und eile zu den Diwanen. Eigentlich hatte ich ja geplant, mit dem Ferdinand ein nettes Café aufzusuchen, um ihm raffiniert etwas über den Mord zu entlocken. Diese Idee habe ich bei meinem Trip durch die einsame Betonwüste vorher schon verworfen und jetzt kann ich meinen Michael auch schlecht abschieben. Insofern bietet diese unwirtliche Lokalität eine passable Alternative.

Die beiden Herren schlendern, eine engagierte Konversation vortäuschend, mir zu dem von mir ausgewählten Platz nach. Ich setze mich ans Ende eines der beiden ums Eck gestellten Sofas und klopfe als Beschwichtigungsgeste für meinen Freund auf den Platz neben mir. Der setzt sich aber demonstrativ auf den anderen Diwan und der schüchterne Fluger daneben.

Es wird einer besonderen Diplomatie bedürfen, eine Konversation anzufachen, die auf Umwegen, aber doch meine Neugier den Mord betreffend befriedigt.

„Und“, startet ich, „wie hat es euch gefallen?“

Michael saugt intensiv an seiner Bierflasche, dann, während er sie absetzt, seufzt er tief und kommentiert: „Harter Stoff, aber wahrhaftig. Der Faschismus lauert unmittelbar unter der Decke, nur um demnächst wieder aufzuerstehen. Ein wichtiges politisches Statement.“

„Ich hab’s nicht verstanden“, stelle ich mich blöd, um die Diskussion anzustacheln.

„Scheint mir auch eine große Gefahr zu sein“, gibt ihm Ferdinand recht.

„Was gibt’s da nicht zu verstehen? Die Rechten sind im Vormarsch ...“

„Und die Grauen, waren das die Juden oder ...?“

„... auf heute bezogen, Rassismus, Fremdenfeindlichkeit.“

„Siehst du das auch so?“, frage ich den Fluger, denn irgendwie muss ich das Gespräch auf die Flüchtlinge im Heim lenken.

„Sicher, das stimmt sicher. Ich habe mich in der Flüchtlingsbetreuung engagiert, aber das darf gar nicht in meiner Dienststelle bekannt werden. Da gibt es Kollegen, die sind ganz auf Strache¹⁴.“

Michael hakt ein: „Die Polizei war schon immer ein Hort des Faschismus.“

Ich liebe meinen Freund, aber oft kann ich seine in der Künstlerszene generellen Ansichten nicht teilen. Bei seinen Freunden besteht die Welt aus Schwarz und Weiß. Schwarz ist die

¹⁴ österreichischer rechtspopulistischer Politiker

böse privilegierte Gesellschaft und Weiß sind die restlichen unterprivilegierten Menschen. Um zu verhindern, dass unsere Unterhaltung in einen politischen Disput abgleitet, hake ich erneut bei Ferdinand nach: „Was machst du für die Flüchtlinge?“

„Ich arbeite in dem Heim, in dem der Mord passiert ist. Unentgeltlich, Betreuung der schwangeren Frauen.“

„Sind da so viele schwanger?“

Der Fluger nickt sichtlich betroffen: „Nach einer Massenvergewaltigung auf der Flucht. Grauenhaft. Kein Täter mehr zu eruieren. Die Frauen leiden alle an einem Trauma. Ich und andere Kolleginnen helfen ihnen bei der Bewältigung. Ich habe die Begleitung außer Haus übernommen – also Arztbesuch oder so. Viele von ihnen werden bedroht, Vater, Bruder oder vielleicht auch von den Tätern. Jedenfalls Männer.“

Er schlägt die Hände vors Gesicht: „Und ich war nicht da, als es passiert ist.“

Ich beuge mich nach vor und streichle über sein Knie: „Du kannst nichts dafür.“

Er streckt seine Arme hilflos zur Seite: „Trotzdem, ich hätte wissen müssen, dass der Bruder ...“

Michael klopf ihm auf die Schulter: „Das ist eben ihre Tradition. Scheiße. Magst wenigstens jetzt ein Bier?“

Der Ferdi nickt mit zusammengekniffenen Augenlidern: „Ja. Sie wird so oder so nicht mehr lebendig. Wenigstens das Kind lebt. So ein Glück, dass der Dr. Ehenschweizer da war. Ohne den wäre das Baby auch tot.“

Während Michael aufsteht, um für sich ein weiteres und den Fluger nun auch ein Bier zu holen, setze ich mein Interview fort: „Dr. Ehenschweizer? Kommt mir bekannt vor.“

Der Ferdinand lächelt: „Ist stinkreich. Hat das Sanatorium daneben, Ich meine, gleich neben dem Heim. Aber einer von den tollen Ärzten. Er sagt, er will was zurückgeben, darum betreut er die Schwangeren unentgeltlich. Sie dürfen sogar gratis bei ihm entbinden und sonst ist er auch immer für sie da – Tag und Nacht.“

Es dämmert mir: Klar! Prim. Ehenschweizer, der stand doch ganz oben auf der Informationstafel in der Klinik. Dann wird das auch der sein, den ich in der Nacht beobachtet habe. Der, der die Gebärende in Empfang genommen hat.

Ich denke mir meinen Teil, hüte mich aber, meine Meinung über die Tatsache zu äußern, dass bei diesem „tollen“ Arzt im Hinterhof Frauen im Putzwagen angeliefert werden: „Das ist wirklich sehr lobenswert von dem Kollegen.“

Als mein Freund, diesmal neben mir, Platz nimmt, reißt Ferdinand ihm das Bier aus der Hand und trinkt gierig. Während er noch hinunterschluckt, sprudelt es nur so aus ihm heraus: „Ich hätte wissen müssen, dass der Bruder was im Schilde führt. Er hat mich eingelullt. Hat mir versprochen, auf sie aufzupassen, damit ihr niemand was antut. Ich habe ihm geglaubt. Sie war so eine Liebe, Schöne, ein Reh ... Rehaugen hatte sie.“

„Hast du sie nie gefragt, wie sie zu ihrem Bruder steht?“

„Sowieso, aber sie konnte ja kein Deutsch. Alles nur mit Dolmetscher. Vielleicht hat der gelogen. Wie soll ich das wissen? Jedenfalls hat er übersetzt, dass ihr Bruder ihr Ein und Alles ist. Der letzte Verwandte, mit dem sie aus Syrien geflohen ist. Der, der sie aus der Bombenhölle gerettet hat.“

Ferdinand ist nahe daran, in Tränen auszubrechen, was ich unbedingt verhindern möchte. Es ist sowieso schon so, dass die wenigen noch anwesenden Besucher uns begafften, da die Halle jedes Wort verstärkt. Drum wechsele ich zum Platz an seiner Seite, um ihn mit einem dummen Gemeinplatz zu trösten: „Du brauchst dir keine Vorwürfe zu machen. Wie solltest du wissen ...“

Michael unterbricht mich: „... bist du auf sie gestanden?“

Damit hat er den Nagel auf den Kopf getroffen und löst eine Weinattacke aus, die mir sehr peinlich ist. Ich nehme den Ferdi zur Beruhigung um die Schulter, worauf er erst recht hemmungslos zu schluchzen anhebt. Ein Theaterbesucher, der in der Nähe steht, fühlt sich bemüßigt, einen Kommentar abzugeben: „Es hat mich auch aus den Angeln gehoben. Ja, der Faschismus lebt wieder auf ...“

Ich werfe ihm und meinem Liebhaber einen strafenden Blick zu und deute Michael, nicht weiter zu bohren, da wir schon ausreichend Publikum haben. *Diese Performance* dürfte die Theaterbesucher mehr interessieren als das Stück vorhin. Michael will nicht kapieren, denn er insistiert: „Hast was mit ihr gehabt?“

Ich blicke ihn strafend an: „Lass ihn bitte ...“

Aber der Ferdinand will weiter über seine Liebe sprechen: „Sie war ein Engel“, dabei zieht er sein Handy aus der Tasche, um uns ein Foto zu zeigen, „sanft, unschuldig. Schaut! Was für strahlende Augen!“

Ich werfe nur einen kurzen Blick auf das Foto, während Michael das Porträt eingehend betrachtet: „Schöne Frau“, meint er sachkundig und gibt dem Fluger das Handy wieder zurück.

Ferdi drängt mich, das Bild ebenfalls genauer zu studieren. Die Frau hatte die gleichen Augen wie Samira und auch sonst eine große Ähnlichkeit. Ich verwerfe Spekulationen, die das Foto in mir auslöst. Wahrscheinlich ist es nur so, dass uns Europäern diese schwarzen, riesigen Augen der Araberinnen alle ähnlich vorkommen.

Immerhin hat Flugers Liebesgeständnis alle Verdächtigungen Michaels mich betreffend verscheucht. Er gesellt sich auf die andere Seite von Ferdinand, schlägt ihm kumpelhaft auf die Schulter – mir damit leider auch schmerzhaft auf die Hand – und meint ungelentk: „Was soll man da sagen? Du Armer. Tust mir leid.“

In der Zwischenzeit hat sich der junge Polizist wieder etwas erfangen: „Das darf aber niemand wissen.“ Und zu mir: „Die Frau Oberinspektor schon gar nicht.“

Manchmal kann ich mich über die naive Dreistigkeit meines Michaels nur wundern denn er lässt nicht locker. Wie kann man nur so indiskret sein?

„Und, war sie deine Freundin?“

„Hör auf“, versuche ich ihn einzubremsen.

Offenbar stört Michaels Taktlosigkeit nur mich, denn Ferdinand nickt verschämt und flüstert:

„Ja, ich habe es mir gewünscht ... nach der Geburt – das Baby hatte ja schon Adoptiveltern – ganz neu anfangen, nur wir zwei.“

„Traurig! Ich verstehe das.“ Dann deutet Michael mit seinem Zeigefinger zu mir: „Hm ... wir haben auch gerade was Schlimmes durchmachen müssen.“

Bevor Michael jetzt unsere Geschichte peinlich ausbreitet, unterbreche ich ihn streng und gebe ihm einen heftigen Tritt gegen sein Schienbein: „Bitte!!! Ich glaube, es ist besser, wir trinken aus und gehen nach Hause. Die sperren sowieso gleich zu.“

Mein Freund verzieht zwar den Mund, lässt sich aber immerhin davon abhalten, weiter zu erzählen. Ich stehe auf, um meinem Wunsch Gewicht zu verleihen.

Ferdi hievt sich langsam aus dem Sofa hoch: „Ihr ... ihr ... Bitte schwört, dass ihr nichts erzählt.“

Ich hebe die Hand zum Schwur: „Ich schwöre, kein Wort, Arztgeheimnis. Außerdem, wieso sollte ich Erika was davon erzählen, das ist doch deine Privatsache?“

Ferdinand seufzt erleichtert und umarmt Michael: „Du bist ein Freund, das spür ich. Danke!“

Mir ist zwar nicht einsichtig, warum die indiskret dreisten Fragen meines Liebhabers eine Freundschaftserklärung sein sollen, aber Fluger fühlt sich anscheinend verstanden und nur das zählt.

Vor dem Palais bläst uns der eisige Wind ins Gesicht und wir kämpfen uns, diesmal immerhin zu dritt, wieder durch die deprimierende Wohnlandschaft dieser Gegend bis zur U-Bahn-Station. Unaufgefordert begleitet mich Michael weiter zu mir nach Hause. Ich gestehe, erfreut zu sein, dass ich heute nicht allein schlafen muss. Eine Schulter zum Anlehnen ist eine Schulter zum Anlehnen, auch wenn diese Schulter zurzeit ein wenig instabil ist. Ferdinand hat sich schon in der Station Längenfeldgasse verabschiedet. Nachdem er ausgestiegen ist, zieht mich Michael ganz nah zu sich und flüstert mir ins Ohr: „Wie wunderbar, dass du lebst ...“

Frauenherzen sind nicht konsequent: Als Psychiaterin ist mir nicht fremd, dass alle Menschen angebetet werden wollen. Keiner kann genug der Liebesdroge bekommen. Die Sehnsucht danach verhindert vernünftige Entscheidungen, lässt uns blind sein, vor allem was das Objekt der Begierde betrifft. Diese Sehnsucht will alle Lügen glauben, die man uns ins Ohr flüstert. Nicht, dass ich Michael unterstelle, mich anzuschwindeln, aber etwas mehr

Distanz meinerseits wäre angesichts seiner vorhergegangenen Vorwürfe schon angebracht. Mein Wollen drängt aber nach Zärtlichkeit und die werde ich mir heute Abend gönnen. In meiner Wohnung angekommen ist die Heizung schon wieder ausgefallen. Erstaunlicherweise fühlt sich die Kälte jetzt aber gar nicht so schlimm an wie gestern. Anstatt meines Daunenmantels umhüllt mich mein Michelangelo mit Wärme.

Ich treibe in einem roten Meer, um mich geschlungen der Anezecephalus, der mich wie eine Boa constrictor einschnürt. Es gibt kein Entrinnen, das Monster hält noch immer das Messer zwischen den Lippen. Von Zeit zu Zeit wendet es mir seinen Kopf zu und starrt mich mit den Glupschaugen an. Plötzlich taucht es ab und ich mit ihm. Unten, in der roten Flüssigkeit, versuche ich, nach Luft zu schnappen, allein mein Brustkorb schafft es nicht, sich zu heben. Der Anezecephalus windet sich immer straffer um meinen Körper. Dann, spontan, lässt er mich frei, stürzt sich aber mit seinem Maul, in dem das Messer steckt, auf mich und rammt mir die Stichwaffe in meinen Unterleib. Mein austretendes Blut vermischt sich mit diesem roten Meer, bis es unsichtbar ist.

Trotz des Nebels während des Aufwachens spüre ich, dass ich tatsächlich in einer Flüssigkeitssuppe liege. Noch bevor ich die Decke hebe, um nachzusehen, vermute ich, dass ich eine Nachblutung bekommen habe. Nur das nicht, das darf nicht sein! Ich knipse die Nachtlampe an und ein Blick zwischen meine Beine bestätigt meine Diagnose. Es rinnt wie ein undichter Wasserhahn. Von meiner Unpässlichkeit abgesehen, erwünsche ich die Schweinerei, die ich angerichtet habe. Frau zu sein bedeutet, dass aus diesem unsäglichen Körper ständig irgendwelche Flüssigkeiten austreten. Der weibliche Organismus ist andauernd irgendwo leck. Kaum glaubt man, dicht zu sein, beginnt es schon wieder zu tröpfeln. Die Natur meint es mit den Frauen gar nicht gut. Sie beschränkt sie in ihrer Freiheit, indem sie ihnen das Los der regelmäßigen archaischen Blutorgie auferlegt hat.

Ich habe keine Schmerzen und auch keine Angst. Leider muss ich wieder zurück ins Sanatorium, wo mich Moni mit Tamponaden so lange vollstopfen wird, bis der Wasserhahn wieder dicht ist. Ich zupfe meinen Liebhaber an seinem gerade noch aus dem Kopfkissen hervorlugenden Haarschopf.

„Michael ...“, flüstere ich, „Michael“ und ziehe etwas heftiger an seiner Locke, „mir ist da was passiert.“

Falsch! *Mir* ist gar nichts passiert, es ist passiert. Frauen neigen dazu, Schuld sofort bei sich selber zu suchen. Endlich hebt er stöhnend seinen Kopf: „Hm? Was ist?“

Ich hebe wortlos meine Decke, worauf er zuerst die Augen aufreißt, um dann wortlos in Ohnmacht zu fallen. Diesmal rüttle ich ihn, so brutal ich kann. Es bleibt mir auch nichts anderes übrig, denn wenn ich in diesem Zustand bis ins Wohnzimmer zu meinem Handy

laufe, werde ich sämtliche Teppiche für immer vernichten. Es reicht schon, dass ich mir eine neue Matratze kaufen müssen.

„Wach auf“, schreie ich und schlage ihm rechts und links ins Gesicht. Das wirkt.

Er hebt seinen Kopf und meint: „Mir ist schlecht.“

„Reiß dich zusammen und ruf die Rettung.“

Selbst im Dämmerlicht der Nachtlampe sehe ich, dass er tatsächlich kreidebleich ist. Er rafft sich aus dem Bett hoch und rast aus dem Schlafzimmer. Ich höre, wie er sich im Badezimmer übergeben muss. Und wer ist schuld? Ich.

Immerhin kommt er mit einem Paken Handtücher zurück, die ich mir zwischen die Beine stopfe. In der Zwischenzeit hat er auch die Rettung angerufen und sich angezogen. Also retour ins Krankenhaus.

Ich werde selbstverständlich beim *Haupteingang* in Empfang genommen. Dann warte ich, diesmal allerdings in einem Zimmer am anderen Ende des Gangs, auf Dr. Altenfelder.

Michael hängt im Lehnstuhl und gähnt. Er versucht seine Unpässlichkeit zu kaschieren, indem er wie schon zuletzt in einer Frauenzeitschrift blättert. Unvermittelt klappt er diese zusammen, hüpft aus seinem Sessel, baut sich vor meinem Bett auf und meint mit verkniffenen Lippen: „Du bist selber schuld. Deine Selbstüberschätzung ist unerträglich. Ich halte das nicht mehr aus.“ Dann kippt sein Ton in ein hysterisches Schreien: „Glaubst du, du bist was Besonderes? Glaubst du, dass du, Göttin Alma, allen Regeln des menschlichen Körpers zuwiderhandeln kannst? Dass du damit deine Mitmenschen mit in den Abgrund stürzt? Dass ich ... Wie komme ich dazu, dass ...?“

Ich muss mich zusammenreißen, um ihn nicht auszulachen. Es ist zu komisch, wie er, mit sich überstürzender Stimme, rot angelaufen, mir die Verantwortung an seiner Schwäche zuschieben möchte.

„Beruhige dich! Das ist nicht schlimm, schaut nur für einen Laien dramatisch aus.“ Und dann, um ihn in seiner männlichen Ehre zu bestärken, meine ich großzügig: „Zum Glück bist du ja neben mir gelegen, sonst wäre es wohl schlimm ausgegangen.“

Mit einem tiefen Seufzer bewegt er sich wieder zu seinem Lehnstuhl zurück. Da lässt er sich hineingefallen und flüstert heiser: „Ich mach mir halt Sorgen.“

„Das weiß ich und es tut mir leid, dass ich dich so erschreckt habe. Mir wäre auch nicht wohl gewesen, wenn ich dich in einer Blutlache gefunden hätte. Entschuldige.“

„Ich mein's ernst. Du bringst dich um, wenn du alles, was dir zustößt, ignorierst.“

„Mach dir keine Sorgen, ich bin pumperlgesund¹⁵. Ich rauche nicht, ich bin nicht dick und ich laufe ständig. Was soll mir passieren?“

Das scheint ihn zu beruhigen. Außerdem kenne ich ihn gut genug, um zu wissen, dass er sich nicht allzu lange Sorgen machen möchte. Moni rettet mich vor einer weiteren Aussprache.

„Servus! Was machst du für Sachen?“

Ich zucke mit der Schulter: „Eh klar, Kollegin! Da passiert immer was.“

„Gehen wir's an. Bringen wir es hinter uns. Weißt eh, lästig, aber in ein paar Stunden ist es vorbei.“

Tatsächlich, nach ein paar lästigen Stunden war es vorbei. Am Abend darf ich das Krankenhaus schon wieder verlassen. Erika erklärte sich sofort bereit, mich abzuholen. Gerade als ich, zwar etwas wackelig, aber immerhin dicht, in Begleitung meiner Freundin die Treppe Richtung Ausgang hinuntersteige, kommt uns mein Lieblingsfeind, Dr. Würzl, entgegen. Er bleibt stehen, grinst und misst uns von Kopf bis Fuß.

„Servus, Frau Kollegin, Frau Oberinspektor! Was verschafft unserem Haus die Ehre?“

Erika nimmt mir, da sie meine Antipathie gegen den Würzl kennt, die Antwort ab: „Kontrolle, Herr Doktor!“

Würzl scheint „Kontrolle“ gründlich missverstanden zu haben, denn seine saloppe Art ändert sich schlagartig, er wirkt plötzlich wie ertappt. Aggressiv erwidert er: „Was für eine Kontrolle? Mir ist nichts bekannt. Polizeilich?“

Sein angriffslustiges Verhalten lässt mich misstrauisch werden. Auch die Frau Inspektor ahnt da augenscheinlich Unregelmäßigkeiten: „Das werden Sie noch früh genug erfahren.“

Dann spricht er mich an: „Und Sie, Frau Kollegin?“

„Ich ... ich ... hm, ich mache den gutachterlichen Teil.“

Der Würzl fängt sich rasch und versucht, uns in seiner schleimigen Art aufgesetzt freundlich auszuhorchen: „Dann darf ich Sie auf einen Kaffee einladen, aufs Haus?“

Frau Oberinspektor Sacherl und ich schauen uns an – Gedankenübertragung – und nicken: „Gern!“

Mit einer ausladenden Geste verweist er uns in Richtung seines Büros, das im Untergeschoss gleich neben dem Café liegt. Das Office ist luxuriös eingerichtet. Jugendstil, ich vermute Hoffmann, wenn nicht echt, dann gut kopiert. In der einen Hälfte des Raums verbirgt sich hinter einem Paravent ein Untersuchungsbett, in der anderen Hälfte stehen der Schreibtisch und daneben eine wunderschöne, wenn auch unbequeme Garnitur. Ich jongliere auf meinen Sitzbeinhöckern, da mich die harte Unterlage schmerzt. Aber niemals hätte ich zugegeben, dass ich gerade als Patientin stationär war und die „Kontrolle“ meiner Gebärmutter gegolten hat. Vermutlich wird der Würzl das auch gar nicht mitbekommen, außer er kontrolliert die Aufnahmedokumente. Bevor er sich zu uns setzt, ordert er per Telefon und erkundigt sich bei uns: „Espresso oder Melange?“

Wir nicken beide bei „Espresso“.

Dann stellt er uns noch eine Schüssel mit Konfekt vor die Nase, während er sich auf den Bauch greift: „Sie kennen das ja ... Dankbare Patienten überhäufen einen mit fattening stuff¹⁶.“

Dankbare Patienten? Der Würzl hat kaum Patienten und schon gar nicht dankbare. Die Alkoholiker, denen er den Führerschein zwielichtig wiederbesorgt, sind zwar dankbar, aber sicher keine Patienten, wenn schon Kunden.

Der Polizeiarzt serviert uns sogar eigenhändig die Espressos, die die Kellnerin aus der Cafeteria gebracht hat. Wenn ich daran denke, dass er mir bei unserem letzten Zusammentreffen¹⁷ einen Kaffee verweigert hat, ist seine Aufmerksamkeit mehr als verdächtig. Dann sitzen wir zu dritt da und starren auf den Tisch. Jeder studiert visuell die Pralinen und gedanklich, wie er die gegnerische Partei aushorchen kann. Würzls übertriebene Höflichkeit, die sonst so gar nicht seine Art ist, lässt darauf schließen, dass er etwas vor uns verstecken möchte. Wie ich ihn kenne, deckt er entweder semilegale Machenschaften oder beteiligt sich daran.

„Und?“, meint er, nachdem er die Bonbons auf dem Tisch zwischen Erika und mir hin und her schiebt. „Und? Haben Sie etwas zu beanstanden gefunden?“

„Amtsgeheimnis“, erwidert Erika trocken.

Anbiedernd wendet er sich mir zu: „Frau Dr. Spanneck, liebe Alma, uns verbindet doch eine langjährige Zusammenarbeit. Wenn's was zu beanstanden gibt, dann wäre es doch zielführend, alle Probleme gemeinsam zu besprechen.“

„Wär's! Aber wir sind uns noch nicht sicher und ... man soll doch nicht unnötig schlafende Hunde wecken. Oder?“

„Da gebe ich Ihnen ganz recht, Frau Kollegin. Was könnten wir denn machen, dass die Hunde weiter fest schlafen?“

Hoppala, war das nicht ein Bestechungsversuch? Ich trete meiner Freundin vorsichtig gegen das Schienbein.

Die hat verstanden: „Ich glaube, die Hunde sollten ausreichend gefüttert werden. Soweit mir als große Tierfreundin bekannt ist, schlafen sie nach einer ausreichenden Mahlzeit am besten.“

Spannend! Jedoch: Warum sollen wir bestochen werden? Um das herauszubekommen, versuche ich mal aufs Geratewohl: „Geschäftlich geht's der Klinik gut? Alles am letzten Stand, wie ich sehe. Trotzdem gilt es, auf seinen Ruf aufzupassen. Ihr seid nicht die Einzigen in Wien.“

¹⁶ dick machende Nahrungsmittel

¹⁷ siehe Krimi „Abgetaucht“

Würzl seufzt tief: „Tja, eine schwierige Branche. Wir konkurrieren mit dem Goldenen Herrn, der Alberstiftung, dem Merkor und und und ... Was soll ich sagen? Ganz Wien ist voll mit Geburtskliniken. So viele Kinder gibt's gar nicht mehr. Da muss man sich ja was einfallen lassen.“

Ich lüge auf gut Glück: „Das habt ihr getan! Ist ja nicht schlimm, tut keinem weh.“

Tatsächlich! Er springt auf meinen Schnellschuss an: „Die einen haben zu viele, die anderen keine und brauchen sie. Da helfen wir eben.“

Schön langsam dämmert es mir. Man handelt hier mit Adoptivkindern und Würzl sorgt dafür, dass die angehenden Eltern gegen ein erkleckliches Honorar ganz oben gelistet¹⁸ sind. Bei dem Baby der Toten wird es auch so gewesen sein.

Nach Erikas Gesichtsausdruck zu schließen, versteht sie gar nichts. Verständlich, denn sie kennt ja meine Beobachtungen nicht. Sie wird vermuten, dass es sich wieder einmal um rein medizinische Machloikes¹⁹ des Würzl handelt. In diesem Glauben werde ich sie vorläufig auch lassen. Jedenfalls hat sie sicher keine Ahnung, dass es möglicherweise eine Verbindung zwischen dem Asylantenheim und dem Sanatorium gibt.

Ich wende mich wieder meiner Freundin zu: „Wir können drüber nachdenken, oder? Ich meine ... wegen des Hundefutters.“

Erika nickt verständnislos, tritt mir aber gleichzeitig fragend gegen das Schienbein.

Während ich den Kaffee austrinke, trete ich die Frau Inspektor wieder retour – die kapiert: „Wir müssen Sie leider verlassen. Die Pflicht, Sie wissen. Danke, Herr Doktor.“

Als ich mich verabschiede, setze ich mein scheinheiligstes Lächeln auf: „So nett, wieder einmal mit Ihnen geplaudert zu haben, Herr Kollege. Ich vermute, dass wir bald wieder das Vergnügen haben werden. Wir melden uns wegen des ‚Chappis‘²⁰.“

Würzl erhebt sich aus seinem Sessel, nimmt gleichzeitig fahrig die Schüssel mit den Pralinen und hält sie uns patschert vor die Nase: „Möchten Sie nicht? Ich lasse sie Ihnen einpacken.“

Ich schüttle den Kopf und flöte: „Diese Leckerli werden den Appetit des Hündchens nicht ausreichend stillen können.“

Ich liiiiiiebe es, meinen Lieblingsfeind endlich einmal völlig aus der Fassung und bis zum Stottern gebracht zu haben! „Daaa ... daas ... meinte ich nicht so. Nur ich esse ...“

„Geben Sie her“, ich reiße ihm die Pralinen aus der Hand und wir verschwinden damit aus dem Zimmer. Draußen eile ich mit der Süßigkeit die Treppe wieder hoch und verschenke sie mitsamt der Silberschale an die Stationsschwestern.

¹⁸ Adoptivkinder werden nach dem Zeitpunkt der Anmeldung gereiht, die Wartezeiten sind sehr lange.

¹⁹ Jiddisch: kleine Betrügereien, Machenschaften, die gerne vertuscht werden

²⁰ Hundefuttermarke

Da ich zu müde bin, um mit Erika noch einen Absacker in einem Lokal zu machen, setzt sie mich vor meiner Haustüre ab. Ich entbinde mich von meiner Stiegensteigpflicht und nehme ausnahmsweise den Lift.

Als ich meinen Schlüssel in das Eingangsschloss stecke, reißt meine Mutter die Tür auf. Sie steht, in der einen Hand mit einem Küchenmesser bewaffnet, die andere Hand an der Klinke, vor mir. Dieses archaische Monument ist die visuelle Untermauerung der folgenden Beschimpfungsszene:

„Du lebst noch? Sehr erfreulich“, knurrt sie, „weniger erfreulich ist, dass du verabsäumt hast, mich über dein Verbluten zu verständigen. Glaubst du, ich mache mir keine Sorgen, wenn du nicht in der Ordination erscheinst? Wenn du das Telefon nicht abhebst, wenn du verschollen bist?“

Sie hat recht, ich habe völlig darauf vergessen, ihr Bescheid zu sagen. Zerknirscht winde ich mich an ihr vorbei ins Vorzimmer. Während ich meinen Mantel ablege, bitte ich um Vergebung. Es ist so, als würde ich im Beichtstuhl sitzen; allerdings würde ich diesen momentan vorziehen. Da wütet nämlich ein fiktiver Gott, der noch dazu durch sein Personal vertreten wird. Ich könnte mich bei ihm durch das Beten von einigen Vaterunsern freikaufen. Nicht so bei meiner Mutter!

„Tut mir leid! Ich ... ich war so in Gedanken. Immerhin bin ich es nicht gewöhnt, in einer Blutlache aufzuwachen. Du musst entschuldigen. Ich weiß, dass ich ...“

Sie unterbricht mich: „Es scheint so, als ob dir das Blut nicht nur aus der Gebärmutter, sondern auch aus deinem Hirn geronnen wäre. Rücksicht – ein Begriff, der dir fremd ist.“ Mit einem tiefen Seufzer lasse ich mich im Wohnzimmer auf meine Couch fallen. „Tut mir leid, wie oft soll ich das noch wiederholen?“ Dann schreie ich sie an: „... tuuuut mir leid, tuuuut mir leid, entschuldige, entschuldige, entschuldige, entschuldige.“

Noch immer mit dem Messer in der Hand, jetzt aber mit leidender Miene, arbeitet sie weiter an meinem schlechten Gewissen. Sie bringt mich mit ihrem Getue so sehr in Rage, dass ich, wenn *ich* jetzt das Messer hätte, es nach ihr würfe.

Sie aber dreht sich beleidigt um und kehrt in die Küche zurück. Ich atme tief durch, was normalerweise bei Mutters „Ich bin so arm, weil du auf mich vergisst“-Gehabe, hilft. Jetzt nicht! Wenn ich nicht Angst hätte, wieder im Operationssaal zu landen, würde ich jetzt in der Dunkelheit so schnell ich könnte den Donaukanal auf und ab rennen. Stattdessen eile ich ins Bad, wo ich meinen Kopf unter die kalte Wasserleitung halte, um meiner Stresshormone Herr zu werden. Das hilft mir immerhin, meine greise Mutter nicht zu meucheln. Es gibt keinen Menschen auf der Welt, der mich so bis zur Weißglut reizen kann wie sie!

Jedenfalls besinnt sich mein eiskalter Kopf und ich kehre – Letzteren eingewickelt in ein Handtuch – zurück ins Wohnzimmer. Da hat sie schon den Tisch gedeckt und das Essen

serviert. Wortlos deutet sie mir, Platz zu nehmen, während sie mir einen Apfelschalentee einschenkt. „Trink“, kommandiert sie, „iss!“

Mir wäre zwar ein Achtel Veltliner lieber, aber ich nippe gehorsam an meiner Tasse. Sie kippt mir eine riesige Portion Hühnerragout mit Reis auf den Teller.

„Schonkost ...“, meint sie zweideutig.

„Danke ... ich ...“

„Du brauchst dich nicht zu entschuldigen, wenn es dir gar so schwerfällt. Ein Mutterherz lebt auch ohne Anteilnahme weiter. Das Mutterherz verzeiht dem Kinde alles.“

Bitte hör auf, sonst kippe ich dir noch das Hühnerragout auf dein Mutterherz!

Während wir schweigend essen – die Schonkost schmeckt übrigens hervorragend –, merke ich, dass sich ihre Miene entspannt. Meine auch. Als sie dann aufsteht, zwei Gläser holt und die mit einem Zweigelt²¹ füllt, spätestens da ist alles wieder gut. Sie streckt mir ihr Glas zum Anstoßen entgegen: „Gute Besserung und bitte jag mir nie wieder so einen Schreck ein.“

Mit einem Seufzer der Erleichterung proste ich ihr zu: „Wirklich, Mama, ich war so ... irgendwie erschreckt.“ Dann hebe ich die rechte Hand zum Schwur, während ich die Linke über dem Glasstiel verschränke: „Ich schwöre, nie wieder.“

„Dein Michael hebt übrigens nie ab. Ich habe ihn zig Mal angerufen, SMS, WhatsApp, Mailbox, keine Reaktion. Der Kerl hätte nie einen zuverlässigen Vater abgegeben.“

Wir müssen beide bei „zuverlässiger Vater“ lachen.

„Gibt's die überhaupt? Ich habe noch keinen kennengelernt.“ Und dann, mit einem Seitenhieb auf meinen Erzeuger: „Wie man sieht, wird man auch ohne Vater groß.“

„Der war schon zuverlässig, allerdings nur, was seine Vergnügungen betraf!“

„Irgendwann hat Michael anscheinend das Almahandy²² doch abgehoben, oder? Wie wüsstest du sonst ...?“

„Ja, irgendwann und dann bin ich ...“, sie tätschelt mir die Hand so heftig, dass mir die Gabel in den Teller fällt, „... sofort hierher geeilt, um meinem ausgebluteten Kind was zu essen zu kochen.“

Während ich den Gabelgriff abschlecke und ihn anschließend mit der Serviette abtrockne, serviert sie schon die Nachspeise. Oh je, heute wird mir ein Diätwaterloo passieren! Reisauflauf mit Himbeersaft ist ein unbezwingbarer Feind! Alle disziplinäre Kampfeskraft löst sich im Duft dieser Mehlspeise in eine verführerische Niederlage auf. Das tut sie mir zufleiß! Sie weiß genau, dass ich dieses figürliche Verbrechen ab morgen durch den Genuss von mehrtägigen Krautsuppenorgien büßen muss. Dagegen helfen auch keine Vaterunser! Aber heute ist heute und der einlullende Einfluss des Rotweins lässt mich gleich zwei Doppelportionen verschlingen. Mutter betrachtet mein erbärmliches Diätversagen mit

²¹ Österreichische Rotweinsorte

²² Almahandy: Alma hat Michael das Handy geschenkt, damit sie ihn immer erreicht.

Wohlwollen und triumphiert als Siegerin einer Schlacht, die sie mit unlauteren Mitteln gewonnen hat.

„Übrigens, ich war schon da!“

„Und?“, voller Neugierde wügte ich den Bissen hinunter. „Und? Was hast du herausgefunden?“

„Ziemlich fruchtbar da. Mir kommt vor, da gibt es keine, die nicht gravid²³ ist. Allerdings ... reden wollten die nicht mit mir. Die Kinder sind lieb. Viele von denen hatten noch nie einen Stift oder gar ein Buch in der Hand.“

„Und die Kleine von mir, die Samira?“

„Ja! Nein, die wurde nicht in meine Gruppe eingeteilt. Morgen werde ich versuchen, dass sie zu mir kommt. Ich wollte heute noch nicht zu auffällig darauf drängen.“

„Wer teilt die Kinder zu?“

„Es ist üblich, dass sie nach Geschlecht getrennt unterrichtet werden. Wenn möglich bekommen die Mädchen eine Leseoma und die Buben einen Opa. Mangels Opas brauchen die Buben gar nicht zu lesen. Außerdem interessiert man sich im Heim auch nicht dafür, ob sie lesen lernen oder nicht. Das erzählte mir ein Lehrer aus der Sprengelschule, der die Kinder dort unterrichtet und im Heim die Leseomas verteilt.“

„Bravo! Man arbeitet an einer verlorenen Männergeneration.“

Mutter verdreht die Augen: „Das nennt man missverstandene Toleranz. Die Betreuer beugen sich dem Willen der islamischen Einflüsterer.“

„Aber was! Das ist nur die Angst vor der Konfrontation. Unter dem Deckmantel der Toleranz für andere Kulturen sind die nur zu feig, unsere Werte zu verteidigen. Und dazu gehört nun mal eine ordentliche Ausbildung! Demokratie funktioniert nur, wenn die Menschen sich auch die Informationen von woanders als aus der Moschee beschaffen können.“

„Tja, Integration wird in dem Heim retrograd betrieben. Die Betreuer passen sich an. Stell dir vor, man hat mich darauf aufmerksam gemacht, dass ich nicht darauf bestehen soll, dass man mir die Hand gibt. Ich könnte ihre Gefühle verletzen.“

„Ich hoffe, du hast nicht protestiert. Wir wollen doch nicht, dass sie dich schon nach dem ersten Tag rauswerfen.“

„Natürlich nicht. Ich habe Verständnis dafür gezeigt, dass es für einen Moslem eine Zumutung ist, einer alten Frau die Hand zu geben. Aber warte mal ab, wenn du morgen als Psychotante zugelassen werden willst. Die Einschulung wird dir einiges an Toleranz gegenüber Einfältigkeit abverlangen.“

Nachdem ich den letzten Bissen dieses herrlichen Aufbaus hinuntergeschluckt habe, klopfe ich mir auf meinen hervorgewölbten Bauch: „Schau, dein Reisaufbau hat mich in null Komma nichts doch zu einer Schwangeren gemacht.“

²³ schwanger

Mutter lacht schallend – manchmal haben wir dieselbe Art von Humor: „Tröste dich, entbinden wirst du das Reisbaby aber schon morgen.“

Während sie den Tisch abräumt, das Geschirr versorgt und in der Küche klappert, liege ich geborgen auf meiner Couch und höre die Goldberg-Variationen, die sie zuvor aufgelegt hat. Die Kindheit sollte nie enden. Immer in einer Wolke der unaufdringlichen Anwesenheit der Mutter schweben, wo die böse Welt vor der Zimmertür ausgesperrt ist! Viel zu selten gönne ich mir dieses wohlige Gefühl.

Wie alle wohligen Gefühle ist auch dieses nicht von langer Dauer, denn es läutet an der Tür. „Mach nicht auf ...“, schreie ich nach draußen, denn mit der bösen Welt habe ich heute nichts mehr am Hut. Zu spät! Ich weigere mich aufzustehen. Wer immer jetzt meinen kontemplativen Bach stören möchte, ich werde nicht ihn nicht beachten.

Mutter öffnet die Tür und geleitet den Manfred herein. Da Prof. Marchel ihr Traumschwiegersohn wäre, turtelt sie dementsprechend mit ihm.

„Schau, wer da ist?“, zirpt sie. „So aufmerksam!“

Und zu ihm: „Das nenne ich eine echte Freundschaft! Visite noch am Abend ...“

Ich bin gar nicht begeistert, will mir das aus Höflichkeit aber nicht allzu sehr anmerken lassen. Ich reiche dem Manfred huldig meine Hand hin, erhebe mich aber nicht aus meiner liegenden Position: „Lieb, dass du kommst. Du musst entschuldigen, aber ich bin noch nicht fit.“

Mutter steht unentschlossen in der Tür, entscheidet sich aber, wie erwartet, uns Gesellschaft zu leisten. Ausnahmsweise stört mich das gar nicht, da ich keine Lust auf eine Konversation habe.

Marchel dreht seinen Kopf, lauscht der Musik und kommentiert fragend in den Raum hinein: „Brahms? Brahms?“

Peinlich! Wenn man solche Schweinsohren hat, sollte man lieber den Mund halten! Mutter überhört sein Unwissen geflissentlich, denn sie möchte ihre Sympathie für Manfred auf keinen Fall durch seine Unmusikalität trüben lassen.

„Nicht ganz“, werfe ich ein, „nimm einen, der hundertfünfzig Jahre vorher gelebt hat.“

Dr. Marchel ist der gescheiteste Mensch in meinem Freundeskreis, aber all die Bildung nützt nichts, wenn man Melodien nicht richtig zuordnen kann.

„Oh! Klingt aber ähnlich?“

Ähnlich? Das ist so, als ob ich die Beatles mit Schostakowitsch verwechseln würde. Dann setzt er sich mit einem Dackelblick mir gegenüber in einen Fauteuil und Mutter versorgt ihn ebenfalls mit einem Glas Wein. Ich tue so, als ob ich total erschöpft wäre. Das erspart mir vielleicht einen anstrengenden Abend. So sehr ich Manfred gern habe, mir ist nicht nach Unterhaltung.

„Du schaust blass aus.“

„Wird schon wieder.“

„Erika hat mir ...“

„Nicht so schlimm, gehört zu einem Frauenleben.“

„Wieso hast du nicht ... Ich hätte den Winkler ...“

„Danke, ich bin versorgt. Die Altenfelder ...“

„Aber der Winkler ist ...“

„Kein Bedarf. Kein Mann. Der hat sich in den Spiegel geschaut und dann festgestellt, dass er Gynäkologe wird.“

„Ist aber im Ranking ...“

Mutter rettet mich vor einer Fortsetzung dieser deprimierenden Unterhaltung. Natürlich weiß ich, dass Manfred mir einfach nur übermitteln wollte, dass er sich Sorgen um mich macht und dass er für mich da sein möchte. Aber all seine überragende Intelligenz macht aus ihm noch immer kein Gefühlskommunikationsgenie.

„Wir lassen das Kind jetzt ins Bett gehen und trinken zusammen noch die Flasche aus. Gell, Herr Professor? Ein Hühnerragout und einen Reisauflauf hätte ich auch noch in der Küche. Sie schauen so aus, als ob Sie noch nichts gegessen hätten. Darf ich?“

Wenn etwas Manfred ablenkt, dann ist es eine gut gekochte Mahlzeit. Er nickt: „Ja, besser, du erholst dich.“

Ich erhebe mich stöhnend von meinem angewärmten Platz, küsse meinen Freund auf beide Wangen, desgleichen Mutter.

„Gute Nacht, macht's euch noch gemütlich.“